

*schütz*-Thematik zu Hause wissen, dem Einsteiger mutet sie zu viel Un- und Mißverständliches zu.

## Der doppelte Probeschuß

Gedanken zum Brandenburger *Freischütz*  
von Frank Ziegler

Eigentlich sollte es ein gänzlich privater Ausflug werden – ohne den Vorsatz, eine Rezension schreiben zu wollen, ohne Pressekarte und Notizblock. Der Grund lag vielmehr in einer Mischung aus Neugier und Nostalgie, schließlich ist für jemanden, der in Rathenow aufgewachsen ist, die Brandenburger Bühne so etwas wie „theatralischer Heimatboden“. In Vorwende-Zeiten gastierte das Brandenburger Theater regelmäßig im Kreiskulturhaus der Nachbarstadt; ganze Schüler-Generationen erhielten hier einen ersten Eindruck vom Theater – nicht unbedingt immer den allerbesten, aber doch einen seriösen. Inzwischen steht das Rathenower Kulturhaus – ein für die Stadt eigentlich viel zu großer Bau in verblichenem DDR-Chic, gleichsam ein Bollwerk der längst abgeschriebenen Bitterfelder-Konferenz-Ästhetik (Stichwort für Nichteingeweihte: „sozialistischer Realismus“) – verlassen im Zentrum des Ortes und harret der dringend gesuchten Investoren. Es böte viele Möglichkeiten, in der kulturell nicht gerade verwöhnten westbrandenburgischen Provinz des Havellandes ein kulturelles Zentrum zu schaffen, aber auch hier, wie an vielen ähnlichen Orten, will der „Aufschwung“ einfach nicht greifen, veröden ehemals zaghafte „begrünte“ Ebenen, aus denen doch eigentlich „blühende Landschaften“ hätten werden sollen, mehr und mehr!

Und Brandenburg? Auch hier hat sich vieles verändert, nicht nur zum Negativen, sieht man von der in der gesamten Region katastrophalen Arbeitslosen-Zahl einmal ab. Das Theatergebäude, eigentlich kaum mehr als ein komfortabler Kinosaal, ist deutlich „angehübscht“ worden, einschließlich eines modernistischen gläsernen Vorbaus, der recht gelungenen Kassen, Garderoben, Café und ähnliche technische Notwendigkeiten beherbergt. Ob man bei den Umbauten auch an die Erfordernisse der Theaterleute gedacht hat, wird nicht ganz klar. Immerhin heißt das Haus jetzt recht großsprecherisch *CulturCongreßCentrum* (CCC); die Brandenburger Theater GmbH ist hier ein Veranstalter neben anderen. Immerhin hat man an das Publikum gedacht und neue Sitzmöbel angeschafft – hinsichtlich der Beinfreiheit (bei 1,94 m Länge ein wesentliches Kriterium!) gebührt dem Haus nun der Vorzug vor vielen.

Sein Publikum hatte wohl auch der Regisseur des *Freischütz* Manfred Straube in erster Linie im Blick. Er verzichtete darauf, „das Fahrrad neu zu

erfinden“ und blieb mit seiner Lesart eng am Text; ein Konzept, das zumindest am Premierenabend den Nerv der Zuschauer traf und – für Brandenburger Verhältnisse – mit geradezu frenetischem Applaus belohnt wurde. Die Ideen waren nicht eigentlich neu: Samiels Omnipräsenz auf der Bühne, immer wenn Webers Musik dies nahelegt (und nicht nur dann), ist inzwischen weitverbreitet – Harald Arnold wirkte in der Rolle weniger beängstigend, vielmehr schien er der zynisch-interessierte Beobachter, der die Zeit für sich arbeiten läßt. Auch der Gedanke, die Wolfsschluchtszene als psychologische Innen-Projektion – hier als Schreckensvision Agathens – zu interpretieren, ist schon überzeugender umgesetzt worden. Zu Beginn dieser Szene ließ Straube allerdings aufmerken: zum Geisterchor mit seinem Menetekel „Eh' noch wieder Abend graut | Ist sie todt, die zarte Braut! | Eh' noch wieder sinkt die Nacht, | Ist das Opfer dargebracht!“, der Kaspars Vorbereitungen zum mitternächtlichen Kugelgießen untermalt, wurde auf der Hinterbühne diese Bedrohung in „lebenden Bildern“ auch optisch präsent: der vorweggenommene Probeschuß des folgenden Tages/Aktes endete hier mit Agathes Tod. Die Intensität dieser Bilder konnte der Regisseur freilich nicht halten, geschweige denn steigern – mit dem von Weber und Kind als musikalisches wie szenisches *crescendo* gedachten Kugelgießen wurde die Inszenierung immer klischeehafter; ein Eindruck, der sicher durch das guckkastenartige Bühnenbild von Karl-Heinz Abramowski noch verstärkt wurde. Als schließlich nach dem Gießen der siebten Kugel auf dem Gipfel des Höllenspuks (Agathe auf einem brennenden Scheiterhaufen) die Ein-Uhr-Glocke die Protagonistin aus ihrem Alptraum erlöste, da zeigte sich im Publikum zwar Begeisterung über die szenische Turbulenz, aber die Beklemmung, die Musik und Bühne hier vereint schaffen könnten, blieb aus. Gegen eine traditionelle, im guten Sinne konservative Lesart der Oper ist sicher, gerade an einem Haus wie Brandenburg, nichts einzuwenden, aber auch auf diesem Wege hätte man die Geschichte sicher spannender und einfallsreicher erzählen können; der Dessauer *Freischütz* vom vergangenen Jahr (vgl. *Weberiana* 11, S. 96f.) hat das überzeugend bewiesen.

Immerhin war das Zustandekommen der Brandenburger Premiere am 30. März 2002 an sich schon ein Erfolg. Jeder, der sich einmal intensiver mit Weber beschäftigt hat, kennt ihn: Webers „Unstern“, an den nicht nur der Komponist selbst fest glaubte. Seine „kosmischen Einflüsse“ haben sich schon oft bemerkbar gemacht, so auch während der Brandenburger Einstudierung. Mitten in den Endproben hatte sich Ines Wilhelm, die Darstellerin des Ännchen, den Fuß gebrochen. Mit Gipsbein und sicher nicht ohne Schmerzen versuchte sie trotzdem, der Rolle des quirligen Mädchens gerecht zu werden. Kaum war die Inszenierung entsprechend adaptiert –

schließlich kann man mit gebrochenen Gliedern nicht auf eine Leiter steigen, um ein Bild festzunageln; hier mußte (etwas sinnwidrig) die behendere Agathe einspringen, während das Ännchen, Leiter-haltend, dem „Schelm“ ihr „Halt fest!“ entgegengesang –, da kam auch schon die nächste Hiobsbotschaft: Johannes Schmidt, der Sänger des Kaspar, war schwer indisponiert, konnte kaum noch flüstern. Erst am Tag der Premiere hatte er sich soweit erholt, daß er den Part trotzdem übernehmen konnte; freilich nicht ohne Einbußen: wer den Sänger, der seit einigen Jahren zum Ensemble der Komischen Oper in Berlin gehört, aus anderen Produktionen kannte, bemerkte die „Sparflamme“ überdeutlich. Aber gerade solche Einsatzbereitschaft am Rande des Vertretbaren und Möglichen zeigt, mit welcher Begeisterung, mit welcher Liebe und Ernsthaftigkeit an kleineren Häusern wie Brandenburg gearbeitet wird!

Neben den beiden gehandicapten Sängern gab der Südafrikaner Barry Coleman einen beachtlichen Max; Verena Reins Sopran klang ein wenig angestrengt, vielleicht war es aber auch nur die Premieren-Nervosität, die ihrer Agathe den Glanz raubte. Geradezu luxuriös besetzt war die Partie des Ottokar: Siegfried Lorenz, ehemals Erster lyrischer Bariton der Berliner Staatsoper (unvergessen als Wolfram, Guglielmo oder Beckmesser), nun aber schon seit zehn Jahren freischaffend, legte seinen ganzen stimmlichen Adel in die Rolle, die er sängerisch – fast schon über Gebühr – erheblich aufwertete, darstellerisch allerdings etwas überzeichnete. Der Kammerchor Brandenburg, der Extrachor und die Brandenburger Symphoniker boten, von einigen Schönheitsfehlern etwa in den stark geforderten Hörnern abgesehen, unter Leitung von Michael Helmrath insgesamt eine beachtliche Leistung.

Nun ist aus dem Kurzbericht fast doch noch eine Rezension zum Brandenburger *Freischütz* geworden; ein kleiner Ausgleich vielleicht für das ansonsten eher dürftige Presse-Echo. Sicher – die Einstudierung in Brandenburg ist nicht von überregionalem Interesse, aber für das Publikum der Stadt und ihrer Umgebung, für Theaterbesucher, die das Werk nicht schon in -zig Inszenierungen gesehen haben, die nicht eine gänzlich neuartige, überraschende Lesart erwarten, ist die Aufführung wohl reizvoller als so manche „regie-theatralische Kopfgeburt“. In der vielgeschmähten Opern-„Provinz“ ist der Kampf um die Zuschauer weit schwerer als in den hochsubventionierten Staats-Theatern – wünschen wir den Brandenburgern, daß sie, ohne sich zu sehr an den Geschmack von „Otto-Normalverbraucher“ anzubiedern, ihren Weg finden!